

# Warum braucht Kirche Gemeinde?

Isolde Karle

## *Abstract*

*In einer Zeit, in der Kirchengemeinden tendenziell als Auslaufmodelle betrachtet werden, sucht der folgende Beitrag der Frage nachzugehen, warum die Kirche bleibend auf Gemeinden angewiesen ist. Dazu wird zunächst die historische Bedeutung der Gemeindereligiosität herausgearbeitet und sodann soziologisch analysiert, inwiefern die Kirchenorganisation auf die Flexibilität der Umweltanpassung dezentraler Gemeinden angewiesen ist, um überhaupt funktionieren zu können. Daran anschließend geht es um die »Verörtlichung des Glaubens« und die ortsgebundenen face-to-face Kommunikationen, von denen die Kirche lebt. Gemeinden sind Räume der Begegnung und als solche mit vielfältigen Engagements geselliger und politischer Art vernetzt. In diesem Zusammenhang wird auch auf das vielfach unterschätzte zivilgesellschaftliche und milieübergreifende Potential kirchengemeindlicher Praxis hingewiesen.*

**I**n einer Zeit, in der die Organisationsförmigkeit von Kirche mehr und mehr in den Vordergrund rückt und der Sinn von Kirchengemeinden nicht selten mit deutlich abwertendem Gestus in Frage gestellt wird, erscheint es notwendig, das Selbstverständliche zu begründen: Warum braucht Kirche Gemeinde? Warum kann sich Kirche nicht auf die Dienstleistung eines Anbieters (einer modernen Organisation) für individuelle Kunden beschränken? Warum ist die Lösung der Kirchenkrise auch nicht darin zu sehen, dass die Kirche nur noch Zielgruppen bedient oder das Geld in »Zentren gelingender Kirchlichkeit«<sup>1</sup> pumpt, während die Peripherie ausblutet und an Kraft und Lebendigkeit immer mehr verliert?

Ulrich Luz gibt eine deutliche Antwort aus neutestamentlicher Perspektive: Kirche muss Kirche der Gemeinde sein, anders ist sie nicht Kirche. Anschaulich zeigt Luz, dass im Neuen Testament durchgehend die vertikale Beziehung zu Gott mit der horizontalen Beziehung zu anderen Menschen gekoppelt ist – in Liebe und Solidarität, im Teilen von Freud und Leid, in der Feier des Abendmahls wie im gemeinsamen Gebet, in egalitärer Praxis wie in ökumenischer Weite. »Um der das Wesen der Kirche ausmachenden ›Gemeinschaft‹ in ihrer doppelten Dimension willen war im Neuen Testament die lokale Gemeinde die grundlegendste Erscheinungsform der Kirche und ist sie auch heute unaufgebbar.«<sup>2</sup> Gemeinschaft und Liebe finden zwischen konkreten Menschen und damit immer »unten«, an der Basis, an einem bestimmten Ort statt. Programmatisch formuliert Luz: »Eine Kirche, die nicht ›unten‹, d. h. dort, wo ihre Glieder leben, ganz Kirche ist, ist nicht Kirche.« Die herausragende Bedeutung

1. Vgl. T. Gundlach, Wohin wächst die Kirche? Von der Generalzuständigkeit zu Zentren gelingender Kirchen, in: PTh 94, 2005, 217–230.
2. Vgl. zu diesem Zitat und dem Beitrag von Ulrich Luz in diesem Heft: U. Luz, Ortsgemeinde und Gemeinschaft im Neuen Testament, in: EvTh 70, 2010, 404–415, 406.

der Ortsgemeinde, die Luz auch für die Gegenwart reklamiert, sieht er auch und nicht zuletzt darin begründet, dass die Ortsgemeinde nicht wie die Spezialgemeinde auf Abgrenzungsmerkmalen basiert, sondern prinzipiell Kirche für alle sein will, selbst wenn ihr das faktisch nicht immer gelingt. Selbst wenn Profildgemeinden als Ergänzung der Ortsgemeinden heute notwendig sein sollten, ist für Luz eines klar: »Wer von anderen Leitbildern von Kirche ausgeht, z. B. von demjenigen der Kirche als einer von Gott eingesetzten rechtlich strukturierten Hierarchie oder von demjenigen der Kirche als einem die Gesellschaft mit Sinnangeboten und rituellen Angeboten versiehenden Dienstleistungsbetrieb, muss wissen, dass er sich am Zentrum neutestamentlicher Ekklesiologie vorbei orientiert.«<sup>3</sup>

Nun steht für den Neutestamentler die Normativität der urchristlichen Anfänge außer Frage. Anders ist dies für manchen Kirchentheoretiker und -politiker, der sich mit der empirischen Situation einer Kirche im 21. Jahrhundert konfrontiert sieht, die unter zurückgehenden finanziellen Ressourcen und unter abnehmenden Mitgliederzahlen in einer weithin säkularisierten und pluralistischen Gesellschaft leidet. Sind die frühchristlichen Ideale tatsächlich noch hilfreich und normierend für die volk-kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart, die schon fast keine volk-kirchlichen Verhältnisse mehr sind, weil die Kirche immer weniger das »Volk« repräsentiert und immer mehr nur eine Interessenvertretung unter vielen zu werden droht? Von der gemeinschaftlichen Praxis der Urchristenheit ist diese Kirche jedenfalls weit entfernt. Sie ist durch sehr unterschiedliche Beteiligungs- und Nichtbeteiligungsformen in Nähe und Distanz geprägt. Ich möchte im Folgenden einige Gründe aus praktisch-theologischer Perspektive nennen, warum die Gemeindereligiosität für die evangelische Kirche auch in der »späten Zeit der Volkskirche«<sup>4</sup> bei aller Brüchigkeit und Unbeholfenheit zentral für die Lebendigkeit und Glaubwürdigkeit der Kirche ist und warum es der Sozialform Gemeinde auch ganz pragmatisch im Hinblick auf ihre Finanzierbarkeit bedarf.<sup>5</sup>

## I. Gemeindereligiosität: Kirche von unten

Die Gemeindereligiosität in neutestamentlicher Zeit verstand sich nicht als Jenseits der Gesellschaft. Sie entwickelte sich inmitten der Gesellschaft in den großen Städten der mediterranen Antike. Ein besonders anschauliches Beispiel dafür bietet die Paulus in den Mund gelegte Areopagrede, in der er mitten in Athen die religiösen Vorstellungen und Kulte der heidnischen Großstädter positiv würdigt, um im Anschluss daran seine eigenen Glaubensvorstellungen zu entfalten (Apg 17). Die frühchristliche Kirche ist programmatisch eine Kirche für alle. Das wird im Pfingstereignis (Apg 2) sehr eindrücklich vor Augen geführt und in der Taufformel von Galater 3,28 auf den Punkt gebracht. Die Taufe auf Christus ermöglicht eine Gemeinschaft, die traditionelle Zuschreibungen und Diskriminierungen entlang von Ethnie, Kultur und Gender hinter sich lässt und transzendiert und Menschen zu einem vielfältigen und schöpferischen Miteinander befähigt. Es ist eine bleibende Herausforderung, die

3. A. a. O., 415.

4. Vgl. K. Fechtner, Späte Zeit der Volkskirche. Praktisch-theologische Erkundungen, Stuttgart 2010.

5. Vgl. ausführlich zum Ganzen: I. Karle, Kirche im Reformstress, Gütersloh 2010.

Spannungen und vielfältigen Unterschiede einer Kirche für alle in den Gemeinden auszuhalten, im besten Fall zu würdigen und zu pflegen und die unterschiedlichen Perspektiven füreinander transparent zu machen.

Durch die konstantinische Wende kam es zu einer Erosion frühchristlicher Gemeinschaftspraxis. An Stelle kleiner und dichter Gemeinschaftsformen etablierte sich die flächendeckende Versorgungs- und Massenkirche. Die Sozialform Gemeinschaft wurde aber immer als regulative Idee erhalten. Sie wurde immer wieder zum Anlass für Kirchenkritik und Kirchenreform.<sup>6</sup> Und sie wurde bei Reformbewegungen nicht nur normativ beschworen, sondern in dem Bewusstsein, dass nur von den Gemeinden eine tragfähige Reform der Kirche ausgehen kann, zugleich dynamisiert.

Die reformatorischen Kirchen haben auf vielen Ebenen zu einer Revitalisierung der Gemeinden beigetragen. Sie setzen nicht auf eine hierarchische einheitliche Struktur, sondern beziehen die Gemeinden systematisch in das Lehr- und Leitungsamt der Kirche mit ein. Als Getaufte partizipieren alle am Priestertum aller Gläubigen und übernehmen Mitverantwortung für die Gestalt der Kirche – als Hörerinnen mit Urteilskraft in Gottesdiensten, als Wählerinnen und Synodale, als Presbyterinnen und ehrenamtliche Mitarbeiter, als kirchliche Angestellte und Pfarrerinnen, als Superintendentinnen und Bischöfe. Der Unterschied zwischen Funktionselite und Basis ist dabei kein prinzipieller, sondern ein pragmatischer. Nicht das Weihepriestertum, sondern Kriterien der Qualifikation sind für die Ämtervergabe entscheidend. Die Basis hat deshalb die wichtige Aufgabe, die Leitung kritisch zu beobachten und in den entsprechenden Gremien auch zu kontrollieren und zu kritisieren.

Die evangelische Kirche ist eine Kirche »von unten«. Sie ist eine Kirche, in der die Kommunikation und nicht das Amt im Mittelpunkt steht. Deshalb sind die kommunikativen Vollzüge im Gottesdienst, in der Seelsorge, in religiösen Bildungsprozessen zentral. Deshalb ist es entscheidend, was die Pfarrerinnen und Pfarrer als hauptverantwortliche Predigerinnen und Prediger zu sagen haben. Beidem begegnen Kirchenmitglieder vor allem vor Ort: Hauptsächlich die Gemeinde am Ort gewährleistet »die regelmäßige Feier des Gottesdienstes als Mitte des christlichen Lebens.«<sup>7</sup> Wenn sich die Kirche aber durch das göttliche Wort konstituiert, »so sind es offenbar gerade nicht zentral gefällte (und medienöffentlich kommunizierte) Entscheidungen, sondern lokale, in der Verantwortung von Gemeinden und deren pastoraler Leitung liegende Vollzüge, in denen sich die verborgene wie auch die sichtbare ›Kirche des Wortes‹ bilden.«<sup>8</sup>

Christlicher Glaube ist unabhängig von Gemeindezugehörigkeit nicht denkbar. Das ist das identitätsstiftende Erbe des Neuen Testaments, das zwar einen charismatischen Ursprung repräsentiert, aber zugleich keinesfalls nur ideale Gemeinden vor Augen hat, wie die neutestamentliche Briefliteratur, anschaulich im Hinblick auf viele konfliktreiche Auseinandersetzungen demonstriert. Es gab die Gemeinden zu Jerusalem, Korinth, Ephesus, Philippi, Rom etc., die mit anderen Gemeinden selbstverständlich in Kontakt standen und sich austauschten, aber jeweils für sich *ekklesia*

6. Vgl. J. Schlamelcher, Kirchliche Vergemeinschaftungsformen im Prozess der Vergesellschaftung, in diesem Heft: EvTh 70, 2010, 439–450, 442.

7. H.-R. Reuter, Botschaft und Ordnung. Beiträge zur Kirchentheorie, Leipzig 2009, 90.

8. J. Hermelink, »Organisation« – Ein produktiver Begriff zur interdisziplinären Erforschung von Religion und Ethik? Ein evangelisch-theologisches Resumé, in: ders./ S. Grotefeld (Hg.), Religion und Ethik als Organisationen – eine Quadratur des Kreises? (Basler Studien zu Theologie und Kulturwissenschaft des Christentums 1), Zürich 2008, 257–279, 272 f.

waren und ihr Gemeindeleben autonom in Auseinandersetzung mit den jeweiligen lokalen Gegebenheiten und Herausforderungen des geistig-kulturellen Umfelds gestalteten. Der katholische Theologe Ottmar Fuchs insistiert zu Recht darauf, »dass man diese frühe Situation der Kirche nicht mit dem Verweis, es handele sich um einen charismatischen Anfang, auf den eine zunehmende und immer verbindlicher werdende Institutionalisierung gefolgt sei, für erledigt halten dürfe. ›Vielmehr [...] handelt es sich bereits um Kriterien einer ersten Institutionalisierung und Strukturierung, die bleibende Bedeutung für jede weitere Institutionalisierung und Planung haben: nämlich Erweiterungen und Veränderungen *nicht auf Kosten der kleinen Einheiten* zu vollziehen, sondern in Subsidiarität zu ihnen. Denn die kleinen Einheiten verdanken sich nicht einer von oben delegierten Kirchlichkeit, sondern besitzen letztere in authentischer Weise von Grund auf.«<sup>9</sup>

## II. Die Interdependenz von Gemeinde und Kirchenorganisation

Die Kirche war als Institution historisch betrachtet nicht zuletzt deshalb so erfolgreich, weil sie durch die Gemeinden dezentrale Außenkontakte an der Basis pflegte und damit über eine direkte Form der Umwelthanpassung verfügte. Für den Soziologen Hans Geser und die Ökonomin Anne Henkel liegt in diesem »Erfolgsduo« ein weithin unterschätzter Evolutionsvorteil der Kirche.<sup>10</sup> Organisationen sind aufgrund der Unvorhersehbarkeit gesellschaftlicher Entwicklungen nur deshalb und dann stabil, wenn sie an andere, *nicht-organisationelle Sozialsysteme* gekoppelt sind, die flexibel auf veränderte Umweltbedingungen reagieren können. Organisationen müssen deshalb mit strukturell andersartigen Sozialsystemen kooperieren, die diese komplementäre Pufferfunktion erfüllen.<sup>11</sup> Genau dies ist in der Kirche durch die Verbindung eines starken organisatorischen Zentrums, das verlässliche Strukturen bereitstellt, mit dezentralen Gemeinden, die für eine Anpassung allgemeiner Vorgaben an die jeweiligen lokalen Bedingungen und Besonderheiten sorgen, möglich.

Die Orientierung am Lokalen ist für jede kluge Kirchenleitung eine wichtige Innovations- und Inspirationsquelle, weil dort experimentiert werden kann, weil dort Fehler gemacht werden können, ohne dass allzuviel riskiert wird. Über die Visitationen, die gegenwärtig eine neue Aufmerksamkeit und Wertschätzung erfahren, ist es der Kirchenleitung möglich, diese für sie so wertvollen Informationen zu bekommen. Sie erhält Einblick in das vielfältige und spannungsreiche Leben von Gemeinden, in ihre Höhepunkte und Probleme, in ihre Lebendigkeit und Lethargie, in ihre

9. N. Mette, Vom pfarrlichen Territorialprinzip zur Option für ortsbezogene Gemeinden, in: PThI 26, 2006, 8–21: 18, zum Zitat im Zitat: O. Fuchs, Verbindung von geistlicher Leitung und Eucharistievorsitz: weltweit in Gefahr, in: P. Hünermann/B. J. Hilberath (Hg.), Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 4., Freiburg i. Br. 2005, 561–567, 565 f. [Hervorhebung I. K.].

10. Vgl. A. Henkel, Die Funktion der Gemeinde. Zum Verhältnis von Religion, Kirche und Gemeinde aus systemtheoretischer Perspektive, in: I. Karle (Hg.), Kirchenreform. Interdisziplinäre Perspektiven, Leipzig 2009, 293–307. Und vgl. H. Geser, Zwischen Anpassung, Selbstbehauptung und politischer Agitation. Zur aktuellen (und zukünftigen) Bedeutung religiöser Organisationen, in: M. Krüggeler/K. Gabriel/W. Gebhardt (Hg.), Institution – Organisation – Bewegung. Sozialformen der Religion im Wandel, Opladen 1999, 39–69.

11. Vgl. H. Geser, Gesellschaftliche Folgeprobleme und Grenzen des Wachstums formaler Organisationen, in: ZfS 11, 1982, 113–132, 124.

ganz unterschiedlichen Versuche, sich in einer säkularen und pluralistischen Gesellschaft zu positionieren, sich bürgerschaftlich zu engagieren und ihren Glauben zu leben, aber auch in ihre Ratlosigkeit ob der vergeblichen Versuche zu wachsen und an Ausstrahlungskraft zu gewinnen.<sup>12</sup>

Die Anpassungsfähigkeit und Flexibilität der Gemeinden führt dazu, dass die Gemeinden trotz segmentärer Struktur jeweils ganz unterschiedlich aussehen, unterschiedliche Schwerpunkte bilden und in ihnen, nicht selten völlig unplanbar, ganz unterschiedliche Engagements emergieren. Nimmt man das Prinzip der Subsidiarität ernst, dann besteht die Aufgabe der »Rahmenorganisation« Kirche vor allem darin, »den verschiedenen Subgruppen bei der Durchführung ihrer eigenen Aktivitäten helfend und begleitend zur Seite zu stehen«<sup>13</sup>, nicht aber von oben vorzugeben, welche Schwerpunkte eine Gemeinde künftig zu pflegen hat und welche nicht. Im Anschluss an Schleiermachers Unterscheidung von Kirchendienst (Kirchenleitung vor Ort) und Kirchenregiment (zentrale Kirchenleitung) betont Michael Moxter, dass das kulturelle Erscheinungsbild der Kirche »an den Tätigkeiten vor Ort, an den experimentierfreudigen Initiativen Einzelner und an ihrer Kompetenz [hängt]. Im Sinne der Subsidiarität nehmen die organisierten Leitungsgremien ihre Kulturverantwortung darin wahr, dass sie solche Spielräume fördern oder durch spezielle Beauftragungen zur Konzentration der Kräfte beitragen.«<sup>14</sup>

Formale Organisation, Gemeinde und religiöse Kommunikation müssen synergetisch zusammenwirken, um langfristig stabil zu sein. Wird die Organisation einseitig gestärkt, die Gemeinde hingegen geschwächt, wird auch die Organisation davon langfristig in Mitleidenschaft gezogen – auch im Hinblick auf die Frage ihrer Finanzierbarkeit, denn das Geld, das die Kirche braucht, wird wesentlich in den Gemeinden erwirtschaftet. Nicht zuletzt verliert durch die einseitige Privilegierung der Organisationsseite eine nur noch von Stabsstellen organisierte und an Professionelle delegierte religiöse Kommunikation an Terrain und Glaubwürdigkeit. Dass diese Entwicklung mit selbstsäkularisierenden Effekten einhergeht, liegt auf der Hand.<sup>15</sup>

Gegenüber den gegenwärtigen Domestizierungsbestrebungen der Organisation ist die Eigenverantwortung von kleinen Einheiten zu stärken und erst dann von der übergeordneten Ebene einzugreifen, wenn die kleinen Einheiten nicht mehr in der Lage sind, ein Problem zu lösen oder es einer generellen, überlokalen Lösung bedarf. Geht es um relativ intime und existentielle Sachverhalte wie Erziehung oder Religion, sind kleine, überschaubare und stetige Interaktions- und Gesellungsformen größeren Einheiten und damit der Zentrumsbildung in aller Regel vorzuziehen. Gerade wenn die Organisation in Frage steht, darf die Seite der Organisation nicht einseitig privilegiert werden, gerade dann muss es darum gehen, interaktive Begegnungsmög-

12. Vgl. dazu den Beitrag von Evelina Volkmann in diesem Heft: *E. Volkmann*, »Unsere Kirche ist größer als das, was wir sehen.« Wie Kirchengemeinden sich selber verstehen, in: *EvTh* 70, 2010, 451–464.

13. Geser, *Anpassung*, 60.

14. *M. Moxter*, *Kirchenleitung und Kulturaufgabe*, in: *Sine vi, sed verbo. Die Leitung der Kirche durch das Wort Gottes*, hg. v. F. Hauschildt, Leipzig 2005, 101–116, 113.

15. »Die Ausdifferenzierung der Sozialgestalt der Christlichen als Kirchenorganisation und die damit verbundene Bürokratisierung und Professionalisierung ist so gesehen auch ein potentieller Säkularisierungsfaktor. Sie kann zur Gefährdung des Bestandes werden, auf dem sie beruht, wenn die Organisation zum Träger des Christentums wird – und zwar an Stelle der Gläubigen, die sich entweder auf sie verlassen, oder gegen sie abzugrenzen beginnen.« Reuter, 83.

lichkeiten mit der und in der Kirche zu fördern. Diese wiederum sind kaum zu steuern. Interaktion benötigt viel Freiraum zur Entfaltung. Die neuen Zentren und Strukturen werden deshalb die hohen Erwartungen, die in sie gesetzt werden, kaum erfüllen können. Das Problem des Modells, das einseitig von Zentren und Stabsstellen her denkt, ist, »dass es konsequent von vermeintlich notwendigen Funktionserfüllungen der Großorganisation Kirche her denkt – explizit im Gegensatz zur Einzelgemeinde und ihren Mitgliedern. Doch der Protestantismus ist stets dann vital, wenn die Organisation Kirche aus den Gemeinden erwächst. Darüber hinaus übersieht es den für den Protestantismus in der Moderne wesentlichen Konnex von Religion und freier Geselligkeit«<sup>16</sup>.

Die Pfarrerinnen und Pfarrer und die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kirche sind die entscheidenden Impulsgeber vor Ort und wissen besser als weit entfernte, in bestimmter Hinsicht ahnungslose Zentren, auf was es vor Ort ankommt, was möglich ist und was nicht. »Nicht Konzentration erweist sich heute als sinnvolle Kirchenstrategie, sondern eine netzwerkorientierte Kirchenstruktur mit starken und motivierten Interdependenzen vor Ort.«<sup>17</sup>

### III. Kirchenraum und Ortsbezug

Der Begriff der Gemeinde hatte schon immer einen lokalen Sinn. »Der Bezug auf einen konkreten Ort als eines Lebensraumes ging mit in die kirchliche Bedeutung ein, in der christliche Gemeinde vorrangig als Kirche an einem bestimmten Ort, mithin als Lokalgemeinde verstanden werden kann.«<sup>18</sup> In der Gemeinde wird das, was christlichen Glauben ausmacht, in ortsgebundenen face-to-face Kommunikationen inkarniert und anschaulich. Nun wird nicht selten darauf hingewiesen, dass sich der Ortsbezug der Gemeinde mit der Mobilität moderner Individuen verflüchtigt und die Lokalgemeinde nur noch für eine immobile Rest- und Randgesellschaft (der Alten und Kinder) Bedeutung habe. Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, dass durch die Mobilität der spätmodernen Gesellschaft der Sinn für die Bedeutung des Örtlichen eher geschärft denn geschwächt wurde. »Dass sich die Lebensräume vervielfältigen, in denen die Individuen sich bewegen, muss diese nämlich keineswegs ortlos werden lassen, sondern kann aufmerksam und sensibel machen für die je eigene Räumlichkeit der einzelnen Orte und für die Übergangspassagen zwischen ihnen.«<sup>19</sup> Insbesondere der Wohnort hat für viele Menschen eine bleibend hohe Bedeutung. Wesentliche Stufen der Biographie werden am Wohnort durchlebt. Die Kirche lebt von räumlicher Erreichbarkeit und damit »von der permanenten (und sich wiederholenden) Präsenz, als sichtbare Gestalt mitten im Dorf, mitten in der Stadt.«<sup>20</sup> Sie ist dabei optisch als Gebäude und akustisch über die Kirchenglocken

16. G. Thomas, 10 Klippen auf dem Reformkurs der Evangelischen Kirche in Deutschland – oder: Warum die Lösungen die Probleme vergrößern, in: *EvTh* 67, 2007, 361–387, 366.

17. D. Becker, Die Kirche ist kein Supertanker, in: *Zeitzeichen*, 12/2006, 12–14, 14.

18. Fechtner, 97. Vgl. zum Ortsbezug der Gemeinde auch den Beitrag von Ulrich Körtner in diesem Heft.

19. A. a. O., 98.

20. K.-D. Kaiser, Kirche zwischen Institution und Organisation. Anmerkungen im Kontext der gegenwärtigen Kirchenreformdebatten, in: *TVELKD* 152, 2010, 52–61, 59.

präsent. Auch der Friedhof gehört an manchen Orten zu diesem Ensemble, das an die Grenze und Unverfügbarkeit des Lebens erinnert.

Orte sind für die Glaubensprägung elementar. »Orte sind niemals nur Orte. [...] Sie sind Anhaltspunkte besonderer Erinnerungen und Erlebnisse, Inbegriff unvergessener Erfahrungen und Gedanken; Landschaften meiner Lebensorientierung und zur Architektur gewordene Ideen.«<sup>21</sup> Repräsentieren Citykirchen vor allem das kulturelle Gedächtnis, sind die lokalen Ortskirchen primär für das Familiengedächtnis relevant. Hier wurden die Großeltern und Eltern getauft oder hat man die eigene Konfirmation erlebt. Insbesondere die Kasualien sind und bleiben mit dem konkreten Kirchengebäude assoziiert.

Nicht nur Gesichter, auch Räume sprechen zu uns, deshalb sind Kirchengebäude von elementarer Relevanz für die religiöse Kommunikation und für die Kirchenbindung von Individuen. Viele Menschen verbinden mit Kirche das ganz konkrete Gebäude, den lokalen Kirchturm, die Glocken, die den Tagesrhythmus prägen. Die Ortsgemeinde erweist sich insofern in vielfältiger Hinsicht als »Kristallisationspunkt für Kirchlichkeit und Äußerungen des Glaubens«<sup>22</sup>. Hier werden Ideen und Erkenntnisse lokalisiert, verortet, geerdet und gewinnen sie Kontur und Anschaulichkeit. Niklas Luhmann räumt der Wiedererkennbarkeit nicht nur von Personen, sondern auch von Orten in diesem Sinn eine grundlegende Funktion für die soziale Orientierung und die Stabilisierung von Erwartungen ein.<sup>23</sup>

City- wie Ortskirchen symbolisieren in ihrer Stetigkeit und äußerlichen Invarianz die Unverfügbarkeit individueller und kollektiver Daseinsbedingungen. Deshalb werden sie auch dort geschätzt und oftmals aufwändig erhalten, wo man sie kaum mehr besucht. »Kirchen als gebaute Symbole erfahren in einer fortschreitenden Virtualisierung der globalen Gesellschaft einen Zuwachs an Bedeutung. Sie sind als konkrete Orte eine vertrauensbildende Maßnahme und reale Deckung virtueller Kommunikation. Und es ist gerade ihre Immobilität und Materialität, die Vertrauen schafft.«<sup>24</sup> Deshalb ist es vielen Menschen, ob Kirchenmitglieder oder nicht, ein persönliches Anliegen, die Kirche im Dorf zu lassen. Dort wird sie gebraucht, dort ist sie die markante Mitte, dort wird sie gesehen – und manchmal auch interaktiv aufgesucht.

Die Gemeinde am Ort ist »eine sozial identifizierbare Gestalt christlicher Religion, wo die Einzelnen an ihr teilhaben und sich auf sie beziehen können, ohne sie aus sich heraus und jeweils neu herstellen zu müssen.«<sup>25</sup> Diese Beständigkeit und Permanenz ist entlastend, auch im Hinblick auf eine (zeitweise) Abstinenz von religiöser Interaktion. Zugleich ist es vor Ort einfach und niedrigschwellig möglich, mit anderen in Kontakt zu treten und den Glauben alltagsnah mit anderen zu teilen. »Dies ist nur bedingt mithilfe »entörtlichter« Kommunikationsformen möglich. Es bedarf also konkreter Orte, wo Gläubige »ihr Alltags- oder Festtagsleben, ihre Kompetenz- und

21. V. Drehsen, *Wie religionsfähig ist die Volkskirche? Sozialisationstheoretische Erkundungen neuer zeitlicher Christentumspraxis*, Gütersloh 1994, 232.

22. H. Lindner, *Kirche am Ort. Eine Gemeindeftheorie*, Stuttgart/Berlin/Köln 1994, 161.

23. Vgl. N. Luhmann, *Funktionen und Folgen formaler Organisation*, Berlin 1972 (1964), insbes. 355.

24. T. Erne, *Transformation als Zukunftsaufgabe der Kirche*, in: *Kunst und Kirche*, Sonderheft 3, 2009, 31.

25. Fechtner, 99.

Krisenerfahrungen, Höhe- wie Tiefpunkte, Abbrüche und die normal-allzunormalen Dauererfahrungen ihres Lebens miteinander teilen und glaubend begehen.«<sup>26</sup>

Die Ortsgemeinden sind die Basis der Kirche. Hier ringen nicht nur theologische Experten oder geistliche Amtsträger, sondern Menschen aller Berufsgruppen und Milieus darum, wie Kirche aussehen soll, welche Aktivitäten gestärkt und welche reduziert, wie im vertrauensvollen Miteinander Kirche und Welt gestaltet werden sollen. Kirchliche Existenz ist deshalb ortsgebunden: »Was Kirche ist, entscheidet und verkörpert sich primär in den vielen Pfarrgemeinden vor Ort. Und nur weil es das gibt, gibt es dann auch die Verbindung der Partikularkirchen in Kirchenbünden und die kirchlichen Organe auf diesen ›höheren‹ Ebenen. Darin, dass die Kirche elementar gleichsam aus vielen kleinen Einheiten besteht, liegt nun auch die Lebendigkeit und Stärke und auch die Durchhaltekraft und Widerstandsfähigkeit der Kirche.«<sup>27</sup>

#### IV. Gemeinde als Raum der Begegnung

Die Kirche lebt grundlegend von Interaktionen, von der Begegnung von körperlich anwesenden Menschen. Sie ist schon allein deshalb kein Dienstleistungsunternehmen. Ein Dienstleistungsunternehmen hat Kunden, die Wünsche und Bedürfnisse formulieren, die es dann zu befriedigen gilt. Die Kirche aber lebt aus einer Kommunikation, die Partizipation und in welcher Intensität auch immer irgendeine Form der Mitwirkung voraussetzt. Ein Gottesdienst kann nur gelingen, wenn die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher mitmachen, mitsingen, mitbeten, mitdenken. Bei einem Ritus ist darüber hinaus nicht nur die verbale, sondern auch die sinnenfällig-körperliche Beteiligung der Tauffamilie/des Täuflings, des zu trauenden Paares, der Konfirmandin, die gesegnet wird, der Abendmahl feiernden Gemeinde vorausgesetzt. Ein Gottesdienst ist deshalb keine solipsistische Performance einer Geistlichen, die das Publikum goutiert und gegebenenfalls mit Applaus bedenkt, sondern darstellendes Ausdruckshandeln, das jeden Anwesenden als Teil des Gottesdienstes und der Kirche begreift und sich der Logik von Angebot und Nachfrage, von Akteur und Publikum entzieht. »Gemeinde ist [...] interaktiv, braucht das verantwortliche Miteinander der Beteiligten. Gemeinde ist für die Menschen auch außerhalb der Kirche in der Welt da, bringt sich dort ein. Gemeinde ist für die persönliche Lebensbegleitung da, ist manchmal auch Kirche bei Gelegenheit. Damit ereignet sich Gemeinde in der Spannung von Beheimatung der Menschen, Verantwortungsübernahme in der Welt aus christlicher Perspektive und gelebter Frömmigkeit bzw. Lebensbegleitung.«<sup>28</sup>

In den Ortsgemeinden gibt es nicht nur geplante Interaktionen, sondern vor allem auch viele ungeplante, zufällige, nicht organisierbare Interaktionen, die sich ohne großen Aufwand gleichsam von selbst ereignen – beim Einkaufen, beim Blick über den Gartenzaun, beim gemeinsamen Bier auf dem Gemeindefest etc. Nach allem, was wir von der weltweiten Ökumene wissen, ist bei lebendigen Gemeinden die

26. Mette, 15. Zum Zitat im Zitat: J. Werbeck, Plädoyer für die Verörtlichung des Glaubens, in: LS 55, 2004, 2–6, 3f.

27. R. Preul, Die soziale Gestalt des Glaubens. Aufsätze zur Kirchentheorie, Leipzig 2008, 316.

28. Kaiser, 59.



gesellige, beziehungshafte Seite von größter Bedeutung für ihre Stabilität. Es kommt deshalb darauf an, dass es der Kirche gelingt, religiöse Kommunikation mit ganz anderen Formen der Kommunikation zu vernetzen und auf diese Weise die funktionale Differenzierung auf einer unteren Ebene zu umgehen und nicht ihrerseits noch einmal zu verschärfen. Dafür ist die kommunikative Infrastruktur vor Ort elementar.

Die Vernetzung von Religion und Geselligkeit, von Religion und Politik oder Religion und Kunst sieht in Land- und Stadtgemeinden sehr unterschiedlich aus. Auf den Dörfern ist die Kirche sehr viel enger mit der lokalen Kultur verwoben und mit Vereinen, Dorffesten, Einweihungen, Jubiläen und der Politik verknüpft als in der Stadt. Aber auch in der Stadt gibt es vielfältige Verknüpfungen und ist vor allem das zivilgesellschaftliche Engagement der Kirche gefragt.

Die Kirche ist ein Raum der Begegnung. Oft genug sind es flüchtige Begegnungen, die Menschen miteinander ins Gespräch bringen. Maren Lehmann betont in diesem Sinn, dass die Kirche vor allem »Gelegenheiten für Begegnungen unter Leuten«<sup>29</sup> brauche. Kontakt ist elementar für das Leben der Kirche, weil sich erst über Kontakt Vertrauen bildet und sich in aller Regel erst darüber ein Interesse für die Inhalte entwickelt, für die die Kirche steht. Eine entscheidende Herausforderung gemeindlicher Praxis unter modernen Bedingungen ist es, nicht nur verbindliche Sozialformen, sondern auch lose, offene und vage-distanzierte Kontakte anzubieten und zu würdigen. Entscheidend ist der Kontakt – nicht nur ein Kontakt, der Nähe wünscht, sondern auch ein Kontakt in ernstzunehmender Distanz, der die Möglichkeiten der Kommunikation taktvoll auslotet. Denn »*talk comes first*«<sup>30</sup>. Erst in und durch die Kommunikation, durch die reale Begegnung mit und unter Menschen entsteht Sympathie für und Bindung an die Kirche. Eine Gemeinde ist deshalb unter spätmodernen Bedingungen nicht wie eine Familie zu begreifen. Sie kennt und pflegt nicht nur intimisierte Kommunikationsformen, sondern gesteht auch distanzierten Beteiligungsformen ihr selbstverständliches Recht zu. »Dazu gehören die ganz verschiedenen Kreise und Interessentengruppen, in denen sich Männer und Frauen, Kinder und Jugendliche, Sänger, Senioren usw. in loser Anbindung an die Kirchengemeinde oder unter ihrem Dach versammeln, um miteinander zu diskutieren, zu lernen, zu feiern, Kinder zu betreuen oder die Versorgung Bedürftiger zu organisieren.«<sup>31</sup>

Es geht um möglichst viele Kontaktüberschneidungen, in der viele unterschiedliche Geflechte zusammenkommen und berücksichtigt werden, wenn kirchliches Leben von der Basis her lebendig bleiben und neue Impulse bekommen soll. Denn

»es sind nicht möglichst vielfältige und aufwendige Angebote, die Menschen den Glauben nahe bringen, sondern die Begegnungen mit Menschen, die den Glauben authentisch zu leben versuchen. Um nahe bei den Menschen sein zu können, wird bewusst die örtliche Nähe zu ihnen gesucht: zum einen in der Weise, dass Gläubige vor Ort ihr Christsein gemeinsam mit

29. M. Lehmann, Leutemangel. Mitgliedschaft und Begegnung als Formen der Kirche, in: J. Hermlink/G. Wegner (Hg.), Paradoxien kirchlicher Organisation. Niklas Luhmanns frühe Kirchensoziologie und die aktuelle Reform der evangelischen Kirche (Religion in der Gesellschaft 24), Würzburg 2008, 123–144, 125.

30. Vgl. M. Lehmann, Ev'rybody's Talking. Das Publikum der Kirche, in: I. Karle (Hg.), Kirchenreform. Interdisziplinäre Perspektiven (APrTH 41), Leipzig 2009, 219–236.

31. W. Engemann, Gemeinde als Ort der Lebenskunst. Glaubenskultur und Spiritualität in volkskirchlichem Kontext, in: I. Karle (Hg.), Kirchenreform. Interdisziplinäre Perspektiven (APrTH 41), Leipzig 2009, 269–292, 278.

anderen in miteinander geteilter Verantwortung leben können, zum anderen so, dass diese Gemeinschaft und ihre einzelnen Mitglieder ihr Leben mit den übrigen Menschen vor Ort führen und so in Berührung kommen mit deren ›Freude und Hoffnung, Trauer und Angst‹, die sie mit ihnen teilen.«<sup>32</sup>

Entscheidend für das Leben der Kirche ist eine möglichst große Vielfalt, sind möglichst viele unterschiedliche Kontakte, ist möglichst viel Vertrauen, das sich in kleinen interaktionsnahen Sozialbeziehungen bildet – nicht Exzellenz in einem speziellen Bereich. »Unter den Bedingungen funktionaler Differenzierung wachsen die Gemeinden, denen es gelingt, Geselligkeit, Ästhetik, religiöse Bildung, politisches Engagement und Gottesdienst zu verbinden – ohne notwendig in irgendeinem Bereich exzellent zu sein.«<sup>33</sup> Werden solcher Art gemeindliche Engagements nur belächelt und erwartet man alles von professioneller und beruflicher Expertise in ausdifferenzierten Stabsstellen und Zentren, vermeintlich, um dadurch passagere Begegnungsmöglichkeiten mit Kirche zu fördern, ist das nicht nur teuer, vielmehr geht die Kirche damit ausgerechnet zu denjenigen Mitgliedern auf Distanz, die sich noch mit ihr identifizieren und bereit sind, Zeit, Kraft, Ideen und Charisma für sie und die Zivilgesellschaft zu investieren.

Es ist in der Regel das selbstverständliche Mitlaufen, das zu einer religiösen Offenheit und Bindung führt, nicht die bewusste Entscheidung für ein spezielles Angebot. Armin Nassehi empfiehlt den Kirchen deshalb: »Man muss Situationen schaffen, in denen man sich nicht entscheiden muss, in denen man nachträglich an sich erlebt, dass man schon mitmacht.«<sup>34</sup> Dies scheint am ehesten im lokalen Nahbereich möglich zu sein, auf jeden Fall ist der Nahbereich für die meisten Menschen, die sich religiös in irgendeiner Weise affizieren lassen, das Sprungbrett, um gegebenenfalls auch übergemeindliche Formen der Partizipation für sich zu entdecken und zu praktizieren.

## V. Milieuübergreifende Praxis und zivilgesellschaftliches Engagement

Eine Reform in einer Netzwerkkirche oder ein Wachsen gegen den Trend kann nicht gegen die gemeindlichen Milieus erfolgen. Sie mögen hier und da selbstgenügsam und milieuverengt sein, aber man wird sie nicht von außen öffnen können, das müssen sie schon selbst tun – und sie werden es nur tun, wenn sie respektiert und geachtet werden und nicht als ewig Gestrige diffamiert werden. Vor allem aber sind die gemeindlichen Milieus in aller Regel bestens »in die lokalen politischen, nachbarschaftlichen familiären Strukturen hinein« vernetzt – »ein kaum aufgebbares Potential also«<sup>35</sup> – jedenfalls nicht für eine Kirche, die nach Gelegenheiten für Begegnungen unter Leuten sucht. So treffen sich beim Gemeindefest nicht nur religiöse Gemeindeglieder, sondern die Nachbarschaft, die Kindergarten- oder Konfirmandeneltern, die Angehörigen des Posaunenchores etc., unabhängig von konfessioneller Zugehörigkeit.

32. Mette, 20.

33. Thomas, 366.

34. »Den Unterschied deutlich machen«. Ein Gespräch mit dem Münchner Soziologen Armin Nassehi, geführt von Alexander Foitzik, in: Herder Korrespondenz 63, 2009, 447–451, 451.

35. Lehmann, Leutemangel, 131.

Neuere Studien zeigen, dass der Vorwurf der Milieuerengung der Gemeinden nur bedingt und keineswegs grundsätzlich zutrifft. Durch ihre Wohnortbezogenheit verläuft die Gemeinde in vieler Hinsicht quer zu den verschiedenen Milieus in der Gesellschaft. Nicht zuletzt haben die Pastorinnen und Pastoren durch ihre Kasual- und Seelsorgepraxis mit höchst unterschiedlichen Milieus zu tun. Auch die Kasualgemeinde ist Kirche und feiert Gottesdienst – sie ist nicht einfach das Außen gegenüber einer Kerngemeinde im Inneren. Milieuübergreifend ist der Konfirmandenunterricht, der alle Schularten übergreift, die kasuelle Nutzung des Kirchengebäudes, das Fundraising für bestimmte Großprojekte in der Gemeinde, das auch Konfessionslose beteiligt, und sind bürgerschaftliche Aktivitäten, die Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft und Religiosität zusammenschließen, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. In den Ortsgemeinden kommen prinzipiell alle Milieus vor, lediglich in unterschiedlicher Dichte und diversifiziert im Gesamttableau gemeindlicher Veranstaltungen.<sup>36</sup> Die Kirchengemeinde ist insofern längst nicht mehr nur Zuflucht für ein bestimmtes Milieu, sondern »selbst zu einem Ort sozialer Dynamik geworden. Nicht mehr nur ist sie ein Milieu unter den vielen Milieus in der Gesellschaft, sondern ein *melting pot* sehr unterschiedlicher Milieus und infolgedessen »ein Geflecht von Grenzen« (G. Kretzschmar) – und zwar nicht nur in den Großstädten, sondern auch in der Provinz«<sup>37</sup>. Günter Thomas kommt deshalb nach einer Analyse der Profildgemeinden, die selbst programmatisch selektiv vorgehen, zu dem Schluss, dass die Ortsgemeinde »weithin die integrativste Sozialform der Kirche«<sup>38</sup> darstellt.

Auch Karl Gabriel und Helmut Geller stellen in ihren empirischen Studien fest, dass die Ortsgemeinden sich sehr viel aktiver und ideenreicher mit den Veränderungen in ihrer Umwelt auseinandersetzen, als dies der gegenwärtige Diskurs über milieuerengte Kirchengemeinden vermuten lässt:

»Mit ihren Ortsgemeinden reichen die Kirchen mitten in die lokalen Sozial- und Lebensräume hinein, werden sie mit den rapiden Veränderungen vor Ort konfrontiert und finden sich in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Konfliktlagen und Brennpunkten wieder. Abhängig vom Potenzial an Personen, das ihren Nahraum prägt, bzw. in ihrem Nahraum verbleibt, gelingt es ihnen, Ressourcen einer aktiven Auseinandersetzung mit einer veränderten Umwelt zu erschließen. Es kann bezweifelt werden, ob eine aus vernetzten Gruppen sich konstituierende Kirche eine vergleichbare Integration und Verschränkung mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen im unmittelbaren Handlungs-, Erlebens- und Erlebensraum der Menschen vor Ort aufweisen würde. Insofern bleiben Territorialgemeinden der unverzichtbare Ort einer alltagsbezogenen Glaubens- wie Sozialpastoral, deren Bedeutung für eine gemeinschaftsbezogene, intermediäre Glaubensvergewisserung und -tradierung gegenwärtig im wissenschaftlichen wie kirchlichen Diskurs eher unterschätzt wird.«<sup>39</sup>

36. Dies geht aus der Untersuchung von Visitationsakten in der württembergischen Landeskirche durch Evelina Volkmann hervor. Vgl. E. Volkmann, Was die einen lockt, stößt die anderen ab?! Kirchengemeinden und Milieus in Württemberg – Beitrag der Stabsstelle Visitation, Stuttgart im Juni 2009, unveröffentlichtes Manuskript.

37. H. M. Dober, Response zu Gerald Kretzschmar »Grenzen in der Kirchengemeinde. Gemeindeleitung als Milieu-Management«, in: VWGTh 31, 2009, 774–783, 776.

38. Thomas, 364.

39. H. Geller/E. Pankoke/K. Gabriel, Ökumene und Gemeinde. Untersuchungen zum Alltag in Kirchengemeinden, Opladen 2002, 363. Vgl. auch den Beitrag von Karl Gabriel in diesem Heft: K. Gabriel, Gemeinden im Spannungsfeld von Delokalisierung und Relokalisierung. Theoretische Reflexionen und empirische Bezüge, in: EvTh 70, 2010, 427–438.

Viele Gemeinden sind in das lokale Handlungsgefüge von Vereinen, Interessenverbänden und Lokalpolitik hinein so gut vernetzt, dass sie innovative Perspektiven und Lösungen für das Gemeinwesen entwickeln. Karl Gabriel geht sogar davon aus, dass Kirchengemeinden »für die Aufrechterhaltung eines lokalen Selbstbewusstseins in Verarmungsgebieten eine wachsende Bedeutungszuschreibung erhalten«. Sie seien zu jenen Arenen zu rechnen, »in denen die Interessengegensätze und Konflikte um den Lebensraum City in aller Härte ausgetragen werden.«<sup>40</sup> Dieses zivilgesellschaftliche und milieuübergreifende Potential der Kirchengemeinden wird gegenwärtig zu wenig gesehen und gewürdigt. Dies gilt im Übrigen auch für den Konfirmandenunterricht. Eine groß angelegte empirische Studie zum Konfirmandenunterricht kommt zu dem Schluss, dass bislang noch viel zu wenig wahrgenommen werde, wie wichtig der Konfirmandenunterricht für die Stärkung der Zivilgesellschaft sei. »Dabei ist an die Unterstützung von persönlichen Haltungen oder Einstellungen zu denken, etwa der Prosozialität und der sozialen Gerechtigkeit. Dazu kommen Erfahrungen mit ehrenamtlichem Engagement, sowohl als eigenes Ausprobieren (beispielsweise bei zeitlich begrenzten Praktika in der Konfi-Zeit) als auch in der Begegnung mit ehrenamtlich tätigen Jugendlichen.«<sup>41</sup>

Ohne die Kirchengemeinden gäbe es kaum bürgerschaftliches und zivilgesellschaftliches Engagement in der Nachbarschaftshilfe oder Stadtteilarbeit, bei der Seniorenarbeit, bei Tafeln, in der Jugendarbeit, bei der Familienhilfe, bei der Integration von Migrant\*innen etc. Vor Ort engagieren sich einzelne Menschen, gründen Initiativen und entwickeln Verantwortungsbewusstsein, weil eine Lokalgemeinde gegenüber der großen bürokratischen Einheit einen überschaubaren Raum darstellt, für den man gern Verantwortung übernimmt, für dessen Wohlergehen man sich verpflichtet weiß. Es ist ein großer Unterschied, ob ich den professionell Verantwortlichen persönlich kenne und beiläufig und direkt auf Probleme ansprechen kann (sei es der Bürgermeister oder die Pfarrerin) und oder ob ich es mit einer weit entfernten gesichtslosen Stadtverwaltung oder kirchlichen Stabsstelle zu tun habe. Um bürgerschaftliches Engagement zu mobilisieren, bedarf es einer bestimmten Größenordnung, die zwischen dem Sozialraum des Privaten und des Öffentlichen angesiedelt ist. Die Kirchengemeinde ist dafür ideal.<sup>42</sup> Thomas Luckmann und Peter Berger haben die Kirchengemeinde deshalb als eine *intermediäre Institution* bezeichnet.<sup>43</sup> Die lokale Kirchengemeinde vermittelt inmitten der Differenziertheit und Unübersichtlichkeit, der Anonymität und Aufsplitterung modernen Lebens als intermediäre Institution zwischen Individuen und Gesamtgesellschaft. Intermediäre Institutionen wirken »sinnstiftend und sinnstützend in der Lebensführung der einzelnen und im Zusammenhalt von Lebensgemeinschaften.«<sup>44</sup> Sie bilden kleine authentische Öffent-

40. Geller/Pankoke/Gabriel, 362 f.

41. V. *Elsenbast/F. Schweitzer/W. C. Cramer*, Konfirmandenarbeit in Deutschland. Erste Ergebnisse – exemplarische Vertiefungen zu den Wahrnehmungen Jugendlicher, in: ZPT 61, 2009, 240–250, 249.

42. Vgl. als Beispiele und Illustration hierfür den Beitrag von *Christian Nürnberger* und von *Klaus Dörner*, einem profilierten Vertreter der Sozialpsychiatrie, in: *Chr. Möller*, Lasst die Kirche im Dorf! Gemeinden beginnen den Aufbruch, Göttingen 2009, 11 ff. und 109 ff.

43. Vgl. *P. L. Berger/T. Luckmann*, Modernität, Pluralismus und Sinnkrise. Die Orientierung des modernen Menschen, Gütersloh 1995, 59.

44. A. a. O., 62.

lichkeiten vor Ort und stellen anspruchsvolle »Programme« für den Vollzug sozialer Interaktion und für die »Ausführung« von Lebensläufen<sup>45</sup> zur Verfügung.

Die Gemeinde am Ort bietet die Chance, »Treffpunkt für Menschen mit verschiedenem Erfahrungshintergrund zu sein. Ihre Nähe zu den Opfern der Zeit, den Alten, Kranken und Schwachen, darf keinesfalls abschätzig betrachtet werden. An den Bruchstellen der Moderne bietet sie sogar wieder Ansatzpunkte für eine »Politik von unten«<sup>46</sup>, wie das Kirchenasyl oder auch die Formierung von politischen Widerstandsgruppen in der ehemaligen DDR zeigen. Auch Norbert Mette betont im Anschluss an Ernst Lange die diakonisch-politische Sensibilität der Gemeinden: »In der Tat, nirgendwo kann die Kirche so konkret wie auf der Ebene der Lokalgemeinde zu spüren bekommen, dass es Notlagen auch in unserer Wohlstandsgesellschaft gibt.«<sup>47</sup> Der Ortsbezug der kirchlichen Gemeinde weist über sich selbst hinaus und bezieht das kirchliche Handeln auf die konkreten Lebenszusammenhänge innerhalb eines bestimmten gesellschaftlichen Nahbereichs.

Umfrageergebnisse auf EKD- und Gliedkirchenebene zeigen, dass die Beteiligung am kirchlichen Leben wesentlich davon abhängt, ob der kirchliche Ort noch als überschaubar wahrgenommen wird. »Es erscheint von hoher Bedeutung, den Pfarrer/die Pfarrerin zu kennen; das Moment der Überschaubarkeit spielt eine Schlüsselrolle für das Bewusstsein der Mitglieder und ihr Partizipationsverhalten.«<sup>48</sup> Deshalb sind größere Gemeinden dem Partizipationsverhalten in aller Regel abträglich. Wolfgang Pittkowski kommt zu dem Schluss, dass »größere Gemeinden [...] unter ökonomischem und administrativem Gesichtspunkt rational sein (mögen) – unter dem Gesichtspunkt der Beheimatung und Beteiligung ihrer Mitglieder sind sie es kaum.«<sup>49</sup>

## VI. Schlussüberlegungen

Selbstverständlich ist die Kirche der Gegenwart auf starke Zentren angewiesen und ist es sinnvoll, Citykirchen nicht-parochial zu organisieren und mit überproportional hohen finanziellen und personellen Ressourcen auszustatten. Auch bedarf es der Profildgemeinden für bestimmte Zielgruppen, die über die Gemeinde nicht oder doch kaum mehr erreicht werden können. Doch sollte die Kirche bei solcher Ausdifferenzierung nicht aus den Augen verlieren, wo ihr Geld letztlich erwirtschaftet wird, wo sich die religiöse Sozialisation in aller Regel vollzieht, wo – nicht zuletzt – die Kirche des Wortes sich regelmäßig und stetig ereignet und man in einer Gemeinschaft von vielen unterschiedlichen Individuen miteinander feiert und um die richtige Gestaltung von christlicher und bürgerliche Gemeinde ringt.

Entscheidend ist, dass die Kirchenorganisation sich nicht verselbständigt, sondern weiß, dass es sie nur gibt, weil es Gemeinden gibt und dass sie gerade dann besonders stark ist, wenn sie von den Gemeinden getragen wird. Gemeinden und Kirchenorganisation sind wechselseitig aufeinander angewiesen. Statt die Themen- und Personenvielfalt in den Gemeinden zu reduzieren, ist deshalb beides zu stärken, je nach

45. A. a. O., 45.

46. Reuter, 90.

47. Mette, 16.

48. J. Dittmer, Dimensionen der Kirche, in: DrPfrBl 109, 2009, 62 f.

49. W. Pittkowski, Kirche im Stadt-Land-Gefälle. Ein Arbeitspapier, Nordelbische Stimmen, 12/2004, 15 (auch online veröffentlicht: [http://www.pittkowski.de/stadt\\_land.pdf](http://www.pittkowski.de/stadt_land.pdf)).

den lokalen Möglichkeiten, die sich vor Ort ergeben. Selbstverständlich sind dabei auch Kooperationen mit anderen Gemeinden zu suchen. Nicht jede Gemeinde kann alles. Die Pfarrämter und Gemeinden sind auf überregionale Verantwortlichkeiten in der spezialisierten Seelsorge wie in der Diakonie, im Bildungsbereich wie in der Kirchenmusik angewiesen. Doch gewinnt die Kirche an lokaler und regionaler Ausstrahlungskraft, »wenn bei translokalen Diensten der notwendigen funktionalen Differenzierung konsequent durch eine Rückbindung an Gemeinden gegengesteuert wird.«<sup>50</sup>

Die Kirche lebt von den vielen sich weitgehend selbst bestimmenden Gemeinden, von der Vielfalt gemeindlichen Lebens und den Mitbestimmungsmöglichkeiten von unten. Selbst für Kirchenmitglieder, die nur selten eine Kirche besuchen, hat die Funktionskirche keinen vorrangigen Stellenwert. Die Erwartungen der Mitglieder richten sich vielmehr an zentrale kirchliche Vollzüge, wie sie in den Kirchengemeinden erfüllt werden.<sup>51</sup>

50. Thomas, 368.

51. Vgl. Reuter, 83 f.